Wölfe, Schnee und Russen.

Von **Karl Hans Strobl.**

Von Stanislau weiter ins Podolische hinein geht eine Bahn, die ist so flink, wie Cadorna's Siegeszug nach Wien. Es gibt einen Gesang der Edda, der erzählt, wie Asathor zu den Riesen kam und mit dem Hausherrn drei Wetten austrug. Er trug eine Katze auf den Schultern und es war gar keine Katze, sondern die Midhgardschlange; er lief mit einem Diener des Riesen um die Wette und es war gar kein Riesendiener, sondern der „Gedanke"; und man gab ihm ein Horn voll Meth zu trinken und es war gar nicht Meth, was er trank, sondern das Meer.- Man hat also sehr viel Zeit, wenn man auf dieser Bahn fährt. Mehr Zeit, als sonst irgend Jemand irgendwo irgendwann hat. Man kann von Stanislau bis zur Strypa Schopenhauer's „Parerga und Paralipomena" auslesen und Kant's „Kritik der praktischen Vernunft" und Frenssen's „Hilligenlei". Und kann sich zwischendurch sechzehnmal ausschlafen. Und kann immer noch stundenlang aus dem Fenster schauen. Ich schaue also aus dem Fenster und — da steht ein Fuchs auf dem weißen Schneefeld und lacht die Eisenbahn aus. Er lacht sie aus, man sieht, wie ihm der Bauch wackelt, dreißig Schritte von dem Bahndamm steht er und lacht den Zug aus. Man kann ihm ansehen, was er denkt: „Wenn ich in ein Eisen komme und mir ein Bein abreiße, bin ich noch immer schneller als das da." Füchse sind so gescheidt, vor Dingen und Menschen nur dann Respekt zu haben, wenn sie ihn verdienen. Darin sind sie gewissen Neutralen voraus, die noch immer Respekt vor England haben. Ich schaue aus dem Fenster und sage: „Ein Fuchs!" Und bemerke sogleich mit Betrübnis, wie hoffnungslos unpoetisch ich bin, denn ein richtiggehender deutscher Dichter hätte doch sicher nicht gesagt: „Ein Fuchs", sondern „Reinele"!

„Ja", sagt der Militär-Verpflegungsbeamte mit dem großen Bernhardinerhund, „und eine Menge Wölfe gibts auch. Sie haben sich aus den Wäldern an der Kampffront ein wenig ins Hinterland gezogen und jetzt wimmelt es von ihnen um die Dörfer. Es ist ihnen drüben zu unruhig geworden und jetzt haben sie Hunger. Schnee und Kälte, sie finden in den Wäldern nichts zu fressen. Wir können sie nicht abschießen, denn wir haben ein Jagdverbot. Hunger tut weh . . . und sie können Einem beinahe leid tun." Und er legt seine Hand wieder auf den Kopf seines weißen und gelben Hundes und der hebt den breiten Schädel und tut von unten einen ernsten und traurigen Blick in die Augen des Herrn. Das ist eine stumme Zwiesprache zwischen Herr und Hund, die im Laufe dieses Tages schon unzähligemale stattgefunden hat. Immer dieses unendlich zärtliche Berühren des breiten Hundeschädels und dieses Aufblicken des Tieres zum Menschen, dieses sprachlose Verständigen unter dem Druck eines schweren, traurigen Schicksals. Seit ich diesen Hund so mit seinem Herrn sprechen sah, weiß ich mit voller Bestimmtheit, daß das Tier eine Seele hat und daß diese Seele leiden kann, wenn seinem Herrn ein schweres Leid begegnet.

Denn dieser Verpflegsbeamte und sein weißgelber Bernhardinerhund stehen unter einem schweren düsteren Schicksal. Es ist eine jener Tragödien im Dunkeln, der ergreifende Zusammenbruch eines Lebens, einer jener Prankenhiebe des Krieges, wie er uns von Zeit zu Zeit schaudern macht. Neben den großen welthistorischen Schauspielen auf den Kampfplätzen laufen diese kleinen düsteren Begebenheiten im Alltag, im Leben hinter der Front zu Tausenden. Eine Kette von Dramen, für den Gang der großen Ereignisse ohne jede Bedeutung und ohne Einfluß auf ihn, aber wenn wir vom Frieden sprechen, dann sind es gerade sie, die uns ihn herbeisehnen lassen. Es klingt nur ein wenig paradox, ist aber die Wahrheit. Am wenigsten spürt man den Krieg im Schützengraben. Hier ist der Krieg ein Handwerk, ein blutiges, grausames und bitterernstes Handwerk. Aber die ergreifendsten Begebenheiten, die gewaltsamen Verrenkungen und Abschnürungen des Lebens bekommt man fern von der Front zu sehen und zu hören. Wie viele Soldatengräber sah ich schon: im Abendrot und im Morgengrauen, unter zartgrünen Frühlingskeimen, im reifenden Korn, an den Felswänden der Dolomiten oder auf den Karsthöhen. Ich weiß: ein braver Soldat liegt hier, ein guter Kamerad, dem treue Kameradschaft die letzte Ehre erwiesen hat. Aber die tiefste Trauer ist nicht hier, wo das Sterben selbstverständlich ist, weil es der Krieg so will, sondern dort, wo dieses Lebens Grund und Wurzel ist, wo es dem Schmerz unfaßbar ist, daß der Tod gerade dieses geliebte Leben getroffen hat.

Der Verpflegsbeamte kommt aus dem Hinterland, aus Wien, er hat einen Urlaub gehabt, war bei seiner Frau daheim. Er spricht von ihr und seine Stimme beginnt zu zittern und seine Augen füllen sich mit Tränen. Es stellt sich heraus, daß der Herr in Civil, der da mitfährt, ein Heereslieferant, der nach Czernowitz reist, daß dieser Herr auch in Nußdorf wohnt. In derselben Straße wie der Militärbeamte. Vielleicht kennt er seine Frau . . . ist es nicht eine schlanke, blonde junge Frau? Der Herr meint sie öfter gesehen zu haben, auf der Straße . . .

Ja, es ist eine schlanke, blonde, zarte Frau . . . Der Militärbeamte schweigt eine Weile und ich weiß, es ist, um nicht merken zu lassen, wie sehr seine Stimme zittert. Dann sagt er, unfähig, allein mit seinem Leid fertig zu werden: „Ein trauriger Urlaub. Meine Frau ist erkrankt." Und wieder nach einem langen Schweigen, das Niemand stört: „Sie ist — gemütskrank." Man fühlt, wie furchtbar schwer es ihm wird, dieses Wort zu sagen, aber es muß gesagt werden, sonst erdrückt es ihn. „Sie hat vier Wochen keine Nachricht von mir gehabt, das hat sie sich zu Herzen genommen . . ." Vier Wochen seien doch nicht so lang, meint der Heereslieferant aus Nußdorf. Er ist Norddeutscher, die sind aus einem wesentlich härteren Holz. Und dann sei man doch als Verpflegsbeamter keineswegs so unmittelbar in Gefahr. Der Mann zuckt die Achseln. Wie leicht und nichtig sind alle Vernunftgründe vor dem Herzen einer Frau. „Sie hatte immer so große Angst vor Krankheiten . . . mein Gott, sie ist so jung, so jung." Und sein ganzes Herz bebt und zittert bis auf den Grund in dem, was er uns nicht sagt, was er entschuldigen will: Sie liebt mich! Sie liebt mich! Sie liebt mich! Ich meine, es müßte nun etwas gesagt werden, etwas Hoffnungs- und Trostreiches: „Da wird es wie eine heilsame Erschütterung gewesen sein — dieses Wiedersehen mit Ihnen. Wenn Sie auf einmal ganz und gesund vor ihr gestanden sind!" Er schüttelt trübe den Kopf. „Es hat ihr keine Freude gemacht. Es hat sie kaum berührt. Sie ist zu weit weg von mir." Und dann, als müsse er nun selbst alles hervorsuchen, was auf eine freudigere und hellere Zukunft deutet: „Der Professor meint, es werde sich wieder geben. Es ist eine Kriegspsychose, die nach einigen Monaten wieder mit voller Genesung endet. Er hat schon eine ganze Menge solcher Fälle behandelt und alle sind glücklich ausgegangen. Eine Epidemie ist es in Wien . . . eine ansteckende Kette von Kriegspsychosen."

Seine Hand sinkt auf den breiten Schädel des Hundes. „Aber den da habe ich mitnehmen müssen. Wir haben nämlich keine Kinder und der da war unser Liebling. Meine Frau hat ihn Tag und Nacht um sich gehabt. Aber seit sie — krank ist, kann sie ihn nicht sehen. Sie schreit, wenn sie ihn erblickt. Da hab' ich ihn mitnehmen müssen. Nicht wahr, Lord, das Frauerl . . ." Seine Stimme bricht. Der Hund schaut ihm in die Augen, beunruhigt und gequält, hebt eine Vorderpfote um die andere . . . Und der Herr nimmt sich zusammen, mit einem Versuch zu lächeln. „Er heißt Lord! Was soll man machen, er heißt nun einmal so. Er hat seinen Namen vorher bekommen." Vorher! Das heißt in dem anderen Weltalter, das nun so weit hinter uns liegt, in diesen versunkenen Zeiten, deren wir uns nur mehr durch einen Nebel von Blut entsinnen können, in den Zeiten, da man einen großen, vornehmen, würdevollen Hund noch Lord nannte, da es noch keine Kriegspsychosen gab . . .

Vorher! Jemand sagt, daß es doch sehr schlecht zu machen sei, im Kriege ein so großes Tier mit sich zu führen . . . ein Verlegenheitsgerede,

„Er bleibt nicht bei mir", antwortete der Beamte, „ich gebe ihn der Divisions-Sanitätsanstalt. Er hat einen Kurs als Sanitätshund mitgemacht. Er wird dienen . . . ich glaube, er wird seine Pflicht tun . . . ein Bernhardiner . . . Jetzt in diesem tiefen Schnee . . ." Der Hund sitzt aufrecht da, macht die Ohren eckig und schaut seinem Herrn in die Augen. Der nimmt wieder sein Buch hervor, ein schmales Reclam-Bändchen, und beginnt im letzten grauen Dämmerlicht zu lesen. Es ist das Drama vom melancholischen Dänenprinzen Hamlet und von der schönen Ophelia, die über ihre Liebe den Verstand verlor. Es ist nur ein kurzes Lesen. Ein paar Minuten, dann sinkt die Nacht über die weißen Schneefelder und macht sie im Handumdrehen grau und fahl. Nur ein dünner, schwefelgelber Schlitz ist im Westen, grelles Gelb schneidet aus dem dicken Wolkengehänge. - Der Mann vor mir läßt sein Buch sinken, schaut hinaus.

„Da — ein Wolf!" sagt er plötzlich und deutet auf den Schnee.

Etwas Graues sieht da auf dem grauen Schneefeld, etwas Vierbeiniges, ein Hund mit buschigem Schweif. Ein Wolf, der den Zug vorüberfahren läßt, furchtlos, oder weil er Hunger hat und in der Nähe der Menschen Fraß erwartet. Der Krieg macht die Wölfe kühn, wenn sich die Menschen zerfleischen, fühlen die Wölfe, daß sie die heiligen Tiere des Krieges sind. Und ich erinnere mich, daß alte Chroniken erzählen, der dreißigjährige Krieg habe Deutschland so verwüstet, daß alle Wälder voller Wölfe gewesen seien, und daß sie in die Dörfer gekommen seien, um Menschen zu fangen und zu zerreißen. Wie gerne hätten sie uns zum anderenmal dieses Schicksal bereitet. Aber wir haben uns gewehrt, und nur an den äußersten östlichen Grenzen unserer siegreichen Heere wagen sich die Wölfe mit der einbrechenden Nacht aus den Wäldern.

*

Der Schnee treibt sie aus den Wäldern an der Strypa hervor, dieser fürchterliche Schneefall der letzten Woche, der das ganze Land zwischen Strypa und Sereth weithin unter einer dicken Decke begraben hat.

Es begann zu schneien, aus einem kahlen, einförmig gelblichen Himmel heraus, der sich erst nach und nach verdunkelte und bleigrau wurde, als erschöpfe er seine Schneemassen nicht, sondern werde nur noch immer schwerer. Dann kam die Nacht, und es hatte noch nicht zu schneien aufgehört, in der Dunkelheit sanken die großen Flocken unablässig herab. Und als der Morgen da war, lag der ganze Krieg unter Schnee, ganz und gar begraben; der Winter hatte die Schützengräben und Deckungen und Laufgräben und Unterstände zugeworfen, die Rohre der Kanonen waren verschwunden und einzelne Posten lagen unter dem Schnee. Manche von ihnen waren stundenlang zugeschüttet, einer konnte erst nach vierundzwanzig Stunden ausgegraben werden, jede Türe war verweht, die Eingeschlossenen mußten auf ihre Befreiung warten.

In den Dörfern, in denen die Kommanden überwintern, mußte man sich Wege zu den abseits wohnenden Offizieren bahnen. Auf den Straßen versanken die Pferde in Schneewehen, waren verloren, erstickten, erfroren. Zwei Tage lang war es unmöglich, den Truppen in den Schützengräben Verpflegung zu bringen. Die Leute lebten von den Reserveportionen, vom eisernen Reservebestand ihrer Rucksäcke. Sie waren auf einmal von aller Welt, von Feind und Freund gleichermaßen abgeschnitten, ganze Regimenter waren auf sich allein angewiesen, lebten plötzlich wie Nordpolfahrer, deren Schiff zugrunde gegangen ist. Es ist ein seltsames Land, dieses östliche Galizien an der Strypa und am Sereth. Ein Blick auf die Karte zeigt den Flußläufen entlang dichtes Gedränge von Ortschaften. Eine klebt an der anderen, löst die andere ab, sie gehen ohne Uebergang fort, bilden eine Kette warmer, menschlicher Ansiedelungen. Zwischen den Flüssen aber ist eine nahezu unbesiedelte Hochfläche. Im Sommer eine Steppe, eine der wenigen echten Steppen Europas, wo noch die Trappe gejagt wird, mit Pferden und den langgestreckten, brusthohen russischen Windhunden, so lange, bis der flüchtige Vogel zusammenbricht. Im Winter aber fegt der Schneesturm über die Steppe hin und macht es den Menschen unmöglich, oben zu leben. Die Bauern verkriechen sich in ihren Häusern, lassen sich einschneien und dunsten in den von unsagbar schlechter Luft gefüllten Stuben. Seit Menschengedenken ist es unerhört, daß Jemand den Winter im Freien verbracht hätte, Tag und Nacht im Freien, unter diesem Winterhimmel, der keine Barmherzigkeit kennt. Aber für den Krieg gibt es kein Unmöglich.

Ich gehe durch die Schützengräben an der Strypa, nein, nicht im wärmeren Flußtal bei den Menschensiedlungen, sondern oben auf der Hochfläche, wo kein Dorf ist, auf der Strypa, die unter der Schneedecke liegt. Viele Kilometer weit, immer die Windungen entlang, wie sie sich allen Bodenwellen anschmiegen. So ein Schützengraben ist kein Justamentler und Durchdickunddünnler, sondern er betreibt eine solide Anpassung an die Wirklichkeit. Er springt hier vor, weicht dort zurück, umklammert hier eine Mulde, spannt dort einen Bogen über eine Anhöhe. Dem Laien ist manche Wendung und manche Windung unfaßbar, denn schweter als anderswo ist es hier, in dieser Steppenlandschaft, die Vorteile und Nachteile der Bodengestaltung zu unterscheiden. Die Bodenwellen, alle um ein Geringes über 300 Meter, schwanken auf und ab, keine Landmarke zeigt scharf und deutlich die Höhenunterschiede an. Es ist schwer zu sagen, welcher Hügelkamm in diesem gleichmäßigen Gewoge der beherrschende ist und den besseren Ausschuß hat. Aber der Schützengraben weiß es. Er sucht sich mit unfehlbarer Sicherheit seinen Weg, klettert unbeirrt hügelauf und hügelab, und so oft man bei einer solchen Wanderung an eine der Schießscharten tritt, jedesmal staunt man über die Freie des Blickes, der knapp über dem Boden hin doch in die Ferne geht und über Visier und Aufsatz hin jeden anstürmenden Feind findet. Freilich macht der Schützengraben auf diese Weise aus je vier Kilometern vielleicht fünf oder sechs, und das will schon etwas heißen bei einer Front, die von der Ostsee bis nahezu ans Schwarze Meer reicht.

Ich gehe durch diese Schützengräben, die mit so viel Mühe in den Steppenboden gegraben sind, und sehe, was der podolische Schnee in ihnen angerichtet hat. Zum zweiten Mal haben die braven Mannschaften diese Gräben ausheben müssen, sie haben sie dem Winter entrissen, der sie besetzen wollte. Ungeheure Schneemassen liegen vor uns hinter den Gräben. Aber es gibt kein wahlloses Ausschaufeln und Wegschaffen, sondern es muß sorgfältig erwogen werden, ob die Schneewälle und Türme nicht im Wege sind. Vor allem dies: ob sie nicht die Schießscharten verlegen und den Ausschuß verdecken. Denn wichtiger als Alles ist es, das Gewehr frei zu haben, über den Lauf hinweg ins Drahtgestrüpp der Hindernisse zu sehen. Ein Gewimmel an Mannschaften vor und hinter den Deckungen, in den Laufgräben, in der Hinderniszone. Sie balgen sich mit dem Schnee, gehen ihn mit Schaufeln und kurzen Infanteriespaten an, und da alle Wertzeuge aus Eisen nicht ausreichen, haben sich viele aus Latten und Brettern hölzerne Dinger hergestellt, eine Art von Backtrögel mit Stiel, die sie sehr heftig gegen den Schnee wenden. Aber es ist jetzt nicht mehr der Schnee allein, der ihnen in den Schützengräben hart zusetzt.

Die Luft ist auf einmal wieder sehr warm geworden und beginnt die ganzen Schneemassen in Wasser umzusetzen. Von den Schneehaufen laufen gelbe Wasserfäden in die Schützengräben hinein, sammeln sich zu Lachen und folgen dann als Bäche der Neigung des Bodens. An den vielen Sumpfstellen der Steppe wird die Wassernot ganz arg, und die Wände der Gräben zerweichen zu einem Brei, der von den Rändern in großen Klumpen niedersinkt. Sie haben mit unsäglicher Mühe ihre Maschinengewehre eingebaut und ihre Handgranatenstände eingerichtet, sie haben hinter den Gräben ihre Unterkünfte in den Boden gewühlt und an einer Stelle sogar ein ganzes Bad mit Wanne und Douche und Dampfofen, und nun gerinnt Alles das sozusagen unter ihren Händen und Füßen.

Aber sie geben ihren Platz nicht auf, sie sind entschlossen, ihn gegen alle zu behaupten, gegen die Russen und gegen den Winter, gegen Schnee, Kälte und Wasser. Wie Maulwürfe wühlen sie immer neue Gänge, sie stützen die alten, festigen die sinkenden Wände und in einer Arbeit, die im Tage fast einundzwanzig Stunden währt, entreißen sie noch einmal Stück für Stück der Steppe an der Strypa ihre Stellungen.

Ich gehe durch die Schützengräben sehr lange, ein gleichförmiger Weg, der mir doch nicht zu lang wird. In gewissen Abständen immer ein Mann an dem in den Schießscharten bereitliegenden Gewehr. Dann obenauf, in Abständen über dem Graben, Wachtposten, die weiteren Ausblick haben. Der ganze Boden lebt, rieselnder Schnee, bröckelndes Erdreich. Die Posten in ihren von Lehm überkrusteten Mänteln heben sich fast schwarz von einem weißgrauen Winterhimmel. Was für Männer! Was für Soldaten, diese Braven, die hier stehen. Mit inniger Rührung sehe ich sie an ihren Gewehren, diese Braven, die in diesen Tagen hier eine so große Schlacht gewonnen haben . . . .

* * *

Denn die Russen sind hier zurückgegangen. Was diese Tapferen hier ausgehalten haben, haben die Russen nicht auszuhalten vermocht. Wir Alle sind seit je der Meinung, daß die Russen ein winterhartes Volk seien. Zu meinen ersten Erinnerungen aus der Länderkunde gehört ein Stück aus unseres trefflichen Grube Geographischen Charakterbildern: Winter in Petersburg. Ich weiß noch, es klingelt in diesem Lesestück von Schlitten, von den russischen Dreigespannen, furchtbar viel Schnee liegt auf den Straßen, es friert, daß die Nägel aus den Planken springen, und wenn Jemand auf dem Newski-Prospekt bei einem ihm Begegnenden eine weiße Nase sieht, so sagt er blos: „Väterchen, Deine Nase!" und und beginnt sie ohne weiteres zu reiben. Ein Wintervolk also, glaubten wir, an das Ertragen härtester Kälte gewöhnt und uns darin weit überlegen. Aber da kam, hier an der Strypa, nach dem großen Schneefall und ehe das Tauwetter begann, die große Kälte. Eine furchtbare Kälte. Der Himmel wurde ganz klar und blank, das Thermometer sank immer tiefer, bis zu 25 Grad der Réaumurskala, und eine eisige Luft strich über die Hochfläche zwischen Strypa und Sereth. Furchtbare Leiden für die Posten, die Nachts unter freiem Himmel standen. Und eines Morgens erwies es sich, daß die Russen die gegenüberliegenden Schützengräben verlassen hatten.

„Väterchen, Deine Nase!"

Sie hatten es nicht zu ertragen vermocht, was Unsere ertrugen, diese Sibirier, die ihnen hier gegenüberstehen. Sie hatten abziehen müssen und ihre Winterquartiere im wärmeren Sereth-Tale beziehen, wo wieder Ortschaften sind und Mensch an Mensch sich enger anpreßt. Dreihundert Erfrorene fanden unsere Truppen unter dem Schnee der verlassenen Gräben, und die Bauern eines Dorfes erzählen, die Russen hätten dort achthundert erstarrte Leichen begraben.

Der österreichisch-ungarische Generalstabsbericht aber sagt sehr bündig: Die Russen haben in Folge der großen Kälte ihre vorgeschobenen Stellungen aufgegeben und sich auf die Hauptstellungen zurückgezogen. Kann man weniger Worte um einen Sieg machen, der vielleicht mehr an Opfermut und Standhaftigkeit und Selbstlosigkeit erfordert als der blutigste Sturmangriff? Was hätte Joffre da gemeldet? Und Cadorna? Und es sind keine schlechten Truppen, die uns da an der Strypa gegenüberstehen, Sibirier, wie gesagt, und Don-Kosaken, Mordskerle sonst und noch immer vortreffliche Soldaten. Unsere Generäle und Offiziere und Mannschaften sind voll Anerkennung des Feindes. Als der tiefe Schnee lag, ritt eine Kosaken-Sotnie gegen eine unserer Infanterie-Patrouillen an. Bis zum Bauch brachen die Pferde ein und so mußten die Kosaken im langsamsten Schritt unter dem schärfsten Feuer vorgehen. Zehn Mann wurden von den Pferden geschossen und die übrigen wandten sich endlich zurück. Aber als die Verwundeten zu schreien begannen, da kehrten die Kameraden noch einmal um — im Schritt, unter dem Feuer unserer Infanterie — zogen die Verwundeten auf die Sättel und stampften — im Schritt, bis zum Bauch der Pferde im Schnee — davon.

Und doch, der podolische Winter, der unsere Schützengräben nicht zu erschüttern vermochte, hat die ihrer ausgeräumt. Ein Sieg, so schön als irgend einer der Waffen. Schließlich ist es doch immer, wie der Wachtmeister in Wallenstein's Lager meint: „Es ist das Genie, will sagen der Geist, der sich nicht auf der Wachtparade weist" . . . Auf dem rechten Flügel, drüben bei einem Meierhof, gibt es seit einiger Zeit ein lebhaftes Geknalle. Eine kleine Unternehmung ist im Gange, die Russen aus dem arg zerschossenen Gehöft, wo sie eine Feldwache stehen haben, zu vertreiben. Wir greifen an. Hinter den Kugeln her schickt die Artillerie ein paar Granatengrüße hinüber. Das hält den Vormittag über an. Und als wir später hinüber reiten, querfeldein, auf stolpernden Pferden, die bald in Schneegruben treten und bald auf dem glatten Lehmboden rutschen, da kommen auch schon drei gefangene Moskali den Feldweg entlang, von einem Husaren geleitet. Sibirische Infanteristen mit ihren hohen Fellmützen. Die Unternehmung ist geglückt, das russische Nest im Meierhof ist ausgenommen, es hat ein paar Tote, ein paar Verwundete und ein paar Gefangene gegeben. Die Russen haben warme Wintermäntel, gute Schuhe, sehen überhaupt ganz gut aus. Einer, mit einem wilden, roten Bart, kann ein bischen Polnisch. Er bittet mich, ich möchte ihm doch einen Abzug der Aufnahme geben, die ich eben gemacht habe, und ich verstehe, daß ihm daran gelegen ist, den historischen Augenblick festgehalten zu sehen, in dem für ihn der Krieg zu Ende ist. Wie es ihnen gehe, frage ich. Recht gut, meinte er, sie hätten genug zu essen, nur der Wodka habe ihnen bisher gefehlt. Aber nun sei das strenge Alkoholverbot aufgehoben worden und sie bekämen auch kleine Rationen Branntwein. „Und Sie werden sehen, Herr," fügte er hinzu, „jetzt wird es uns auch gleich besser gehen." Unseren Truppen hat man niemals den Alkohol ganz entziehen müssen, sie bekommen Wein und Rum. Und ich glaube auch nicht, daß der Wodka jener Geist ist, von dem der Wachtmeister spricht. Der wird den Russen trotz aller Tapferkeit nach wie vor fehlen.

Beschlagnahme des Glyzerins.

Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht eine sofort in Kraft tretende Ministerialverordnung betreffend die Beschlagnahme aller Arten von Glyzerin, Glyzerinwässern und Seifensiederunterlaugen. Zur Uebernahme der beschlagnahmten Mengen von Glyzerinen, Glyzerinwässern und Seifensiederunterlaugen ist die Oesterreichische Oel- und Fettzentrale A.-G. in Wien bestimmt, die die beschlagnahmten Warenmengen zu übernehmen und zu bezahlen verpflichtet ist.

* * *

Englands Handelskrieg.

Weil die norwegischen Konservenfabriken Waren nach Deutschland lieferten, hat die britische Regierung beschlossen, dieser Industrie die Rohstoffe zu verweigern, so daß diese ihren Betrieb einstellen müssen. Nicht weniger als 50 Konservenfabriken stehen auf der englischen schwarzen Liste.

Die Ereignisse in Deutsch-Südwestafrika.

Erstmalige Zusammenstellung des Kommandos der Schutztruppen auf Grund von Berichten und Briefen.

Am 2. August 1914 traf im Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika von der Großstation Nauen über Kamina (Togo) der Funkspruch ein: Heer und Flotte mobil. Die Schutztruppe, neun Kompagnien und drei Gebirgsbatterien stark, hatte gerade ihr Manöver, das etwa 150 km. südöstlich Windhuk stattgefunden hatte, beendet und befand sich auf dem Rückmarsch nach den Standorten. Diese hatten nunmehr die Truppen in Eilmärschen zu erreichen, um auch ihrerseits die Mobilmachung vorzubereiten.

Wenige Tage später wurden Angriffsabsichten der Südafrikanischen Union bekannt, worauf die Mobilmachung befohlen wurde. Erster Mobilmachungstag war der 8. August. An Neuformationen wurden in der Hauptsache aufgestellt: acht Kompagnien, zwei Batterien Feldkanonen 96, eine leichte Feldhaubitzbatterie, eine Revolver-Kanonenbatterie und vier Feldlazarette. Durch besondere Verfügung des Gouverneurs wurde dann noch Mitte August ein „Südafrikanisches Freikorps" aus einigen 100 Schutzgebietsburen und sonstigen Freiwilligen unter Führung des schon längere Zeit in Deutsch-Südwestafrika lebenden Buren Andries Dewet gebildet, so daß die Gesamtstärke der südwestafrikanischen Streitkräfte zu Beginn des Feldzuges einschließlich der in den größeren Wohnorten und auf Stationen verbleibenden Besatzungen etwa 5000 Mann betragen haben dürfte. Zwei Flugzeuge, die sich seit Mai 1914 im Schutzgebiet zu Versuchszwecken befanden, leisteten unter Oberleutnant v. Scheele im Verlauf des Krieges vorzügliche Dienste.

Das „Südafrikanische Freikorps" trat zunächst an der Südostecke des Schutzgebietes gegen Vortruppen der Union in Tätigkeit. Das Freikorps war durchweg beritten und verstärkt durch eine Batterie Feldkanonen 96 alter Art, unter Führung des Hauptmanns in der Schutztruppe, Hauzding. Solange noch Hoffnung auf eine Vereinigung mit den aufständigen Kapburen bestand, hat es sich gut geschlagen. Nach Zusammenbruch der Burenbewegung jedoch mußte das Freikorps aufgelöst werden; die dienstfähigen und militärpflichtigen Leute wurden in die Truppe übernommen, die übrigen entlassen.

Das von der britisch-südafrikanischen Regierung gegen deutsches Schutzgebiet geplante Vorgehen war durch die Aufstandsbewegung der Buren vorläufig ins Stocken geraten. Mitte September beschloß daher der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Heydebreck, den Unionstruppen, die sich in erheblicher Stärke bei Steinkopf südlich des Oranje gesammelt und die schwach besetzte Station Ramansdrift überfallen hatten, schon in den deutschen Oranjebergen mit seiner Hauptmacht entgegenzutreten, während die beiden von Lüderitzbucht und Swakopmund ins Landesinnere führenden Bahnlinien nach teilweiser Zerstörung nur von schwachen Kräften unter den Hauptleuten von Münstermann und Seultetus besetzt wurden.

Es wurden nunmehr drei gemischte Detachements aufgestellt, die man zur Vortäuschung größerer deutscher Truppenmassen „Regimenter" nannte, und eine Artillerie-Abteilung gebildet. Die Detachements waren je drei bis vier Kompagnien und eine Batterie, die Artillerie-Abteilung drei Batterien stark und standen unter der Führung der in früheren Kolonialkämpfen bewährten Major Franke, Ritter, v. Rappard und Bauszus.

Ende September kam es zwischen Teilen dieser Hauptmacht der Schutztruppe unter Oberstleutnant v. Heydebreck (Generalstabsoffizier Hauptmann Weck) und einer größeren Abteilung der Unionstruppen in den Oranjebergen zum Gefecht bei Sandfontain, wo es der Truppe gelang, drei feindliche Schwadronen mit Artillerie und Maschinengewehren zu umzingeln und nach heftigem Kampfe, der von 7 Uhr früh bis 5 Uhr abends dauerte, zur Uebergabe zu zwingen.

Zwei Entsatzversuche der Engländer von Ramansdrift aus wurden durch die auf den Zugangsstraßen verdeckt aufgestellte 1. Kompagnie unter Hauptmann v. Kühne blutig zurückgewiesen. Unterführer im Gefecht waren die Majore Ritter, v. Rappard und Bauszus, während Major Franke mit seiner Abteilung gegen Pellodrift beobachtete. Die Siegesbeute betrug 300 Gefangene (darunter der verwundete Oberst Grant), viele Gewehre, zwei Feldgeschütze, vier Maschinengewehre, Pferde, Wagen, Zelte und reichlich Proviant. Die Schutztruppe hatte etwa 50 Tote und Verwundete zu beklagen. Major v. Rappard und Oberleutnant der Res. Schmidt fielen, Oberstleutnant Frhr. v. Schade wurde schwer verwundet.

Anfang Oktober hatten die Engländer in Lüderitzbucht, wo schon am 19. September englische Schiffe erschienen waren, mit der Landung einer größeren Truppenmacht begonnen, die schließlich insgesamt auf 8000 Mann stieg. Die Hauptmacht der Schutztruppe ohne das Detachement Franke wurde daher unter Major Ritter nach Aus an der Bahn Lüderitzbucht—Keetmanshoop gezogen. Den Grenzschutz nach Süden, woselbst die Unionstruppen nach der Niederlage von Sandfontein zunächst keinen Einmarsch mehr versuchten, übernahm Hauptmann Medding mit einem besonders zusammengestellten „Regiment", das später noch durch eine Abteilung unter Hauptmann Schöpfer verstärkt wurde.

Am 9. November ereignete sich in Kalkfontein (Süd) ein schwerer Unglücksfall von weittragender Bedeutung: beim Probeschießen mit Gewehrgranaten wurde der allverehrte Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Heydebreck, infolge eines Frühzerspringers tötlich verletzt. Auch der einzige Generalstabsoffizier der Truppe, Hauptmann Weck, verstarb infolge Sturzes mit dem Pferde anfang März 1915. Der nächstälteste Stabsoffizier der Schutztruppe, Major Franke, war Ende Oktober mit einer stärkeren Abteilung gegen das portugiesische Fort Naulila entsandt worden, von dessen Besatzung eine friedliche Erkundigungsabteilung unter Bezirksamtmann Dr. Schulze überfallen und ermordet worden war; von Offizieren waren noch Leutnant Lösch und Leutnant von der Nöbern die Opfer dieses heimtückischen Ueberfalls. In Naulila kam es Mitte Dezember zu einem scharfen Gefecht, das mit der Zersprengung der nach offiziöser Mitteilung der portugiesischen Regierung 620 Mann, vier Maschinengewehre und drei Geschütze starken feindlichen Besatzung endete. Unsere Verluste betrugen 11 Tote und 22 Verwundete. Unter den Verwundeten befand sich der Führer Major Franke, ferner Hauptmann Vorberg, Oberleutnant Gutjahr, die Leutnants d. R. Schrader und Scherer und Leutnant a. D. Frhr. v. Stein. Nach Rückkehr aus dem Norden übernahm der von seiner Verwundung wieder genesene und inzwischen beförderte Oberstleutnant Franke anfang des Jahres 1915 den Befehl über die Gesamtstreitkräfte.

Die aufständigen Buren der Kapkolonie unter Maritz und Kemp hatten sich Ende des Jahres 1914 näher an die Südostecke des Schutzgebietes herangezogen und dort mit wechselndem Erfolg gegen die Unionstruppen gekämpft. Die Ereignisse um die Jahreswende sind jedoch dunkel und die Nachrichten widersprechend. Jedenfalls hat sich Kemp mit seinem und einem Teil des Kommandos Maritz bald ergeben. Major Ritter wurde daher mit einer stärkeren Abteilung nach der Südostecke des Schutzgebietes, anscheinend zur Vornahme einer gewaltsamen Erkundigung, entsandt, während der Major Bauszus das Kommando über die etwa noch 800 Mann starke Truppe in Aus übernahm, das allmählich zu einer so starken Feldbefestigung ausgebaut worden war, daß die in Garub, westlich Aus', stehenden feindlichen Truppen trotz ihrer fast zehnfachen Ueberlegenheit einen Angriff nicht wagten. Die gewaltsame Erkundigung Ritters (zwei Kompagnien, eine Batterie, verstärkt durch eine bisher selbständige Abteilung des Oberleutnants Frhr. v. Hadeln) war zunächst von Erfolg begleitet. Anfang Februar griff er die am Nordufer des Oranje in der Kapkolonie bei Kakamas verschanzten Engländer überraschend an, warf sie über den Fluß und zerstörte sämtliche Fähren. Da der Feind aber fortgesetzt Verstärkungen erhielt und eine Umgehung zu befürchten war, wurde die Abteilung nach scharfem Gefecht, in dem Oberleutnant d. Res. Voigts, die Leutnants Möbus und v. Wegnern und etwa 30 Mann fielen, wieder auf Ukamas zurückgenommen. Als jedoch kurze Zeit darauf von Swakopmund aus ein großer, von Botha persönlich geführter Angriff drohte, wurde die Abteilung Ritter an die Bahnlinie Swakopmund—Windhuk gezogen. In der Gegend bei Ukamas blieb nur die schwache Abteilung des Oberleutnants Frhrn. v. Hadeln zurück, der seine Aufgabe trefflich erfüllte und die Unionstruppen wochenlang in Schach hielt.

Ende Oktober 1914 war das gänzlich unverteidigte und unbefestigte Swakopmund bereits von einem englischen Hilfskreuzer beschossen, aber nicht besetzt worden. Weihnachten 1914 landeten die Engländer dann eine starke Abteilung südafrikanischer Truppen in Walfischbai und begannen alsbald von hier aus eine Bahnlinie nach dem Norden zum Anschluß an die Bahn Swakopmund—Windhuk zu legen; Mitte Januar zogen sie, ohne daß ihnen Widerstand geleistet worden wäre, in Swakopmund ein. Inzwischen war eine neue größere Abteilung, die hauptsächlich aus den vom Norden zurückgekehrten Frankeschen Truppen bestand, unter Major a. D. Wehle gebildet worden. Diese Abteilung griff die Unionstruppen Ende März 1915 bei Jakalswater und Riet (100 Kilometer östlich Swakopmund) mit überlegenen Kräften überraschend an und warfen sie unter großen Verlusten für uns auf Kubas zurück. Die Engländer sollen bei Riet 10,000 und bei Jakalswater 6000 Mann stark gewesen sein gegen etwa 450 bzw. 230 Mann auf unserer Seite. Die bei Jakalswater stehende Abteilung, eine Kompagnie und eine Halbbatterie, mußte sich nach völliger Umzingelung und schwerstem Kampfe, und nachdem die Munition verschossen war, der fünfundzwanzigfachen feindlichen Uebermacht ergeben. Die Gewehre waren kurz vor der Uebergabe zerschlagen und die beiden Geschütze unbrauchbar gemacht worden. Die Verlustzahlen dieses unglücklichen Gefechts stehen noch nicht fest; sie müssen jedoch an Toten und Verwundeten erheblich gewesen sein. Bekannt ist nur, daß Oberleutnant d. Res. Weiher und Leutnant d. Landw. Ewald fielen, Oberleutnant Frhr. v. Schade und Leutnant d. Landw. Mücksfeld verwundet wurden.

Die Reste der Abteilung Wehle wurden nun mit der schleunigst nach Kubas vorgezogenen Abteilung Ritter, unter Führung des letzteren, vereinigt und auch die Abteilung des Majors Bauszus von Aus Anfang April herangezogen. Mitbestimmend für die Aufgabe von Aus war der Umstand, daß starke feindliche Abteilungen mit „Hunderten von Kraftwagen" — die Schutztruppe verfügte im ganzen über vier Autos! — im südöst